

Ersteinst täglich
nachmitt. mit Ausnahm.
der Sonn- und Feiertage.

Abonnementpreis
monatlich 50 Pfg.
vierteljährlich 1.50 Mk.
halbjährlich 3.00 Mk.
jährlich 6.00 Mk.
Durch die Post bezogen
1.00 Mk.

Die Neue Welt!
Leseblätter (Abendblätter),
durch die Post nicht ent-
nehmbar, kostet monatlich 10 Pfg.
vierteljährlich 30 Pfg.

Telephon Nr. 1047.
Telegraph-Adress:
Sozialist. Halle a. S.

Die Neue Welt

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
Baumburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21, Hof 2 Cr.

Expedition: Geisstr. 21, Hof part. r.

Inferionsgebühren
besteht für die Ausgabe
beständig oder nur in
einzelnen Fällen. Die
Verlags- u. Veranlagungs-
gebühren 10 Pfg.
Am reaktionären Teile
kann die Stelle 50 Pfg.

Inferate
für die 10. Nummer
müssen spätestens bis zum
1. Juli 1900 in die
Expedition aufgegeben
sein.

Eingelagerte in die
Poststempel-Tafel
unter Nr. 7888.

Die Abnahme humaner Sefinnung

In dem letzten Menschenalter konstatiert unseres Erachtens mit vollem Recht Herr Karl Jentsch in der letzten Nummer der Zukunft. Er macht darauf aufmerksam, daß in den 50er Jahren die durch Gladstones Verdienst der Welt gesprochene grausame Behandlung der eingekerkerten nepoleonischen Revolutionäre (Boris, Ricotera u. f. m.) überall die heftigste Entrüstung, die tiefgehendste Bewegung hervorrief und sogar zu diplomatischen Interventionen führte, während sich heute kaum ein Mensch unter den herrschenden Klassen Europas um das Schicksal der Kinder in den sizilischen Schwefelgruben kümmert.

Jentsch hat, wie gesagt, vollkommen recht. Er hätte hinzufügen sollen, daß es sich im Falle Boreio u. f. m. um liberale Bourgeois und Edelleute, im Falle der unglücklichen Sizilienknaben um Proletarier handelt. Er hätte aber weiter hinzufügen können, daß auch der eigenen Klasse gegenüber das humane Empfinden der Bourgeois durchaus zurückgegangen sei. Beweis: die bürgerlich-radikalen Opfer der Gewaltpolitik des jungen Milan und der „Justiz“ seiner feilen Schergen und feinen Werkzeuge schmähten noch immer, mit schweren Ketten beladen, in unterirdischen Kerker Belgrads u. f. m. Bis in die kleinsten Einzelheiten wiederholt sich in Belgrad, was zu Neapel geschah: hier wie dort ein despotisches Königtum, das sich mit allen Mitteln seiner Gegner entledigt; hier wie dort feile Richter; in beiden Ländern die Weiden des Gefängnisses durch raffinierte Torturen in teuflischer Weise gesteuert; hier wie dort die angefeindeten Führer der Opposition, Emisler, Offiziere, Advokaten u. f. m. als die Hauptopfer infamer Mordlust ausbeuten.

In den fünfziger Jahren durchschaltete ein Entrüstungssturm über die nepoleonischen Gefängnisgruel ganz Europa. Bis jetzt ist kein Gladstone erschienen, der die Belgrade Gefängnisgruel gebührend gegeißelt hätte.

Freilich in den fünfziger Jahren herrschte, in Deutschland wenigstens, die Spöpenauer'sche Philosophie. Reaktionär, wie sie in mehr als einer Beziehung war, bewachte sie in ihrer Willkürlehre eine wertvolle Erbschaft aus der Zeit der klassischen Literatur mit ihrer Humanität. Heute entschuldigen sich die Herren ihre bösen Genussumstände mit mißverständlichen Worten aus der eigentlichen Philosophie des ebenso geistreichen wie unglücklichen Nietzsche.

Der Kampf in China.

Nicht weniger als sechs Expeditionskorps der Mächte sind nun zwischen Taku bzw. Tientsin und Peking unterwegs. Ueber ihre Lage herrscht trotz der vielen Despatches, die darüber eingehen, von denen aber eine der anderen widerspricht, volle Unklarheit. Die am Montag eingetroffene Meldung, das vom englischen Admiral Seymour geführte Korps sei von einer

starken Abteilung chinesischer Truppen aufgerieben worden, verdient keinen Glauben; denn eine andere Meldung besagt, Seymour habe am Sonntag die Zarenstadt von Peking besetzt. Nach der famosen Abgedroschene über die angebliche Ermordung des deutschen Gesandten in Peking muß man allen den Nachrichten mit größtem Mißtrauen begegnen. Seit einer reichlichen Woche wiederholt sich beispielsweise täglich mehrmals die Depesche, die Sage der Europäer sei „höchst gefährdet“. Diese unermüdliche Wiederholung hat offenbar den Zweck, bei den europäischen Völkern Stimmung zu machen für möglichst umfassende Rüstungen. Inzwischen mögen 7500 Mann verschiedenen Mächten in den sechs Korps zwischen der Küste und Peking bereitgestellt sein. Das erste Korps war klein und sollte die englischen Gesandtschaften in Peking schützen; das zweite zählt unter Seymurs Führung etwa 2000 Mann; die dritte Kolonne zählt etwa 1700 Russen; das vierte Korps, ebenfalls aus Russen bestehend, ist in Tientsin eingeschlossen. Zu seinem Entschluß ist dann eine fünfte, aus Russen, Engländern und Deutschen zusammengesetzte Kolonne vorgezogen. Eine sechste Streitmacht von 2000 Mann ist laut Mitteilung des amerikanischen Admirals Kempf aus Tientsin am jüngsten Sonntag zum Entschluß von Tientsin aufgegeben.

Ueber die Lage in Tientsin ist in dem vorliegenden widerstreitenden Berichten schon ein Bild zu gewinnen. Die Truppen der Mächte werden sowohl innerhalb der Stadt von Chinesen bedrängt, als auch von den Thoren. Die einzelnen Abteilungen der europäischen Truppen scheinen völlig von einander isoliert zu sein. In der Stadt wird erbittert gekämpft zwischen den Truppen der Mächte und den Boyers. Bombardiert wird die Stadt von regulären chinesischen Truppen, die auch den heranrückenden Entschluß der Mächte den Weg verlegen. Am Freitag hatten gegen Tientsin vorrückende amerikanische Marinesoldaten, unterstützt durch 400 Russen, ein Gefecht mit chinesischen regulären Truppen in der Nähe von Tientsin. Es gelang ihnen indessen nicht, die Chinesen zu durchbrechen. Vier Amerikaner wurden getötet, sieben verwundet. Ein Vorgehen auf dem Wege von Taku nach Tientsin entgleiste in der Nacht zum Donnerstag.

Genau so widersprüchlich, wie die Mitteilungen über den Fortgang des Krieges sind die über die Haltung der chinesischen Regierung. Li-Sung-Tsiang hat die chinesischen Gesandten in London, Paris und Berlin dahin instruiert, daß die vor Taku liegenden europäischen und japanischen Schiffe nicht auf Beschuldigung der chinesischen Regierung angegriffen werden dürfen. Sie müssen hierzulande bleiben. Er läßt die Mächte durch die chinesischen Gesandten bitten, sich dahin die Affäre in Taku nicht als casus belli zu betrachten.

Dagegen behauptet der Korrespondent des Neuterischen Bureaus, die Kaiserin Regentin habe Befehl erlassen, alle Fremden in China auszuverten. Die Daily Mail berichtet aus Tientsin, daß der Gouverneur von Schantung, General Yuan-Schi-Kai, welcher 11000 nach ausländischer Weise ausgebildete Truppen besitzet, von welchen es heißt, daß sie auf der Höhe europäischer Tüchtigkeit stehen und welche mit Mauser-Magazingewehren und Maxim- und Feldgeschützen

ausgerüstet sind, am 15. Juni Befehl erhalten hat, mit seiner Streitmacht eilig nach Peking zu kommen. Die Instruktionen seien in einem kaiserlichen Edikt enthalten. Ferner berichtet Reuters Bureau aus Shanghai vom Sonnabend: Prinz Tuan hat Yunglu, den Oberbefehlshaber der Truppen im Norden, seines Kommandos entbunden und selbst den Oberbefehl über die Truppen übernommen, nachdem er angekündigt, daß er gegen Tientsin marschieren und die Gegend voll fremder Boten beragen werde.

Diese letzten Behauptungen sind offenbar zu ungunsten der Chinesen gefälscht.

Anzudeuten setzen alle Mächte ihre Rüstungen mit Fieberhete fort. Deutschland, England, Rußland, Frankreich, Amerika, Oesterreich, Italien — alle wollen sich durch Teilnahme an der „Beruhigung“ Chinas ein Anrecht auf einen Anteil bei der späteren Verteilung der Präte sichern. Und wenn es noch nicht klar war, warum die Mächte ruhig zusehen, als England seinen nichtswürdigen Raubzug gegen die Buren unternehme, denn ist nun die Lösung des Rätsels gegeben. Was jetzt in China geschieht, war längst schon geplant.

England und Transvaal.

Vom Kriegsschauplatz.

Die Truppenmacht, welche dem Präsidenten Kruger jetzt noch zur Verfügung steht, wird auf 15000-20000 Mann geschätzt; sein einziger Gedanke soll jetzt sein, den Krieg bis zu den amerikanischen Präsidentenwahlen fortzuführen, da er hofft, daß dann eine Intervention erfolgen werde.

Am Sonnabend haben die Engländer Heidelberg, südöstlich von Johannesburg, besetzt.

Die Central News meldet aus Standerton vom Sonntag: General de Wet umgibtete ein aus 140 Mann bestehendes Detachement der Boerinfanterie, das eine Verpflegungskolonnie von 61 Waggons eskortierte. Der Überfall fand zwischen Rooibosel und Geylshoek statt. Die Streitmacht de Wets betrug 1400 Mann und 7 Geschütze, so daß die Hochländer nur geringen Widerstand leisten konnten und sich ergeben mußten.

General Kitchener ist in Sidabirra nur um Haarsbreite einer Gefangennahme durch die Buren unter Kommando de Wets entgangen. Kitchener scheint in großer Sorglosigkeit sich in Nachtzügen in einem Eisenbahnwagen auf der Station Rooibosel-Eding, nur 2 Meilen von Mienofter-River entfernt, niedergelegt zu haben, wahrscheinlich ohne zu wissen, daß de Wet in bedrohlicher Nähe war. Gegen 3 Uhr morgens eröffneten die Buren plötzlich ein scharfes Gewehr- und Geschützfeuer, und dieser Angriff fand den englischen General vollständig unvorbereitet. Er scheint sogar ohne ausreichende Bedeckung gewesen zu sein, denn es heißt in der Telegramme, daß er sich selbst sein Pferd fatten mußte und dann Dals über Kopf nach Mienofter-River galoppierte, wo eine britische Abteilung Infanterie und Artillerie mit sechs Geschützen zu seiner Verfürgung stand.

Zwischen Himmel und Erde.

281 Roman von Otto Ludwig.

Die Klänge waren eine weiche Sand, die die Seele der Frau nach seiner Seele andrängte und zur Verblünnung bot; sein Schmerz, seine Angst schloßte häufig nach der ausgefretten. Er sah das Kind im Gemöden an der Kammerthür stehen, wo es so oft gestanden, wenn seine Heftigkeit es aus dem Schulummer weckte; die Händchen gestaltet, die Augen so feierlich lebend; er sollte doch mit ihm in der Mutter; er sollte nicht zurück; er sah doch nicht zurück; das sah nicht. Nun, da es zu spät war, sah er, das Kind wollte sein Engel sein. Aber es war ja noch nicht zu spät! Er hörte den leisen Schritt seiner Frau auf dem Flur der Stubenthür nahen. Er hörte sie die Thüre dem Flur der Stubenthür nahen. Er öffnete die Thüre, er mußte öffnen. Er wollte zu ihm; er wollte wieder sein, wie er war, eine Menschenhand krank geworden ist. Er streifte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie sah ihn und schrak zusammen. Sie sah ihn, wie das tote Menschen, selbst ihre sonst so lieblichen Augen waren bleich. Der Saal, die schönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das sonst so glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte sich in die hiesigen Ders zurückgegeben und weinte da um ihr gekrochene Kind. Als sie ihn sah, trieb ein Jitters durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten stand sie zwischen der Leiche und ihm; als wollte sie das Kind noch nicht hefte um den kleinen Mund; er war fast gefühllos. Ein ander Gefühl war es, was die schon gewöhnlichen Augenbrauen drängten herabzuziehen und aus den sonst so sanften Augen flammte. Er sah, es war nicht mehr das, was mit ihrem schmelzenden Friedensworte gesprochen, das das Weib, das Kind gekroch in dieser furchtbaren Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinlief, wie er den Arm um sie reiten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder formlos aus der helligen Nähe des Kindes. Ein bischredender Engel, der den bedenkenden Besucher fortjagt von seinem Stelgen. Er

sprach — o hätte er geteilt gesprochen. Gestern hätte sie sich nach dem Werte gelehrt; heute hätte sie es nicht. „Sieh mir Deine Hand, Christiane“, sagte er. Sie zog ihre Hand kramphast zurück, als hätte er sie schon berührt. „Ich habe mich geirrt“, fuhr er fort; „ich will's euch ja glauben, ich seh es ein; ich will's nicht wieder! Ihr seid besser, als ich.“

„Das Kind ist tot“, sagte sie und selbst ihre Stimme klang bleich.

„Was mich in dieser furchtbaren Nacht nicht ohne Trost. Kann ich anders werden. Io kann ich's nur jetzt, und wenn Du mir die Hand gleich, und rühst dich auf“, sagte der Mann. Sie sah auf das Kind, nicht auf ihn.

„Das Kind ist tot“, wiederholte sie. Sie sah, es war ihr gleichgültig, was mit ihm werden sollte, da seine Befreiung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte sie ihn hergeben und sprach mit sich selbst? Der Mann richtete sich halb auf; er sagte ihre Hand mit angstvoller Gewalt und hielt sie fest.

„Christiane“, schloßte er wild. Da liegt ich wie ein Wurm. Trit mich nicht! Trit mich nicht! Am Gottes willen, erbarme Dich! Ich kann's nicht vergehen, hätte ich vergebens gelehrt, wie ein Wurm. Denn daran! Am Gottes willen, laß mich nicht, was Du nicht willst. Du hast Dich veranwortlich. Du bist schuld an allem, was noch werden kann. — Entschuldig mich, ich rühst dich, ihm ihre Hand zu entziehen; sie hielt sie weit von sich, als eitelte ihr davor, weil er die Hand berührt hatte.

„Das Kind ist tot“, sagte sie. Er verstand, sie sagte: „Zwischen mir und dem Wörde meines Kindes kann keine Gemeinschaft mehr sein, auf Erden nicht, und nicht im Himmel.“

Er stand auf. Ein Wort der Verzweiflung hätte ihm vielleicht gereitet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Arbeit, die ihn jetzt zur Neue rief, war die Arbeit eines Wiles, was jetzt in ihm wirkte, nahm seine Bemalt von der Arbeit der Liebererholung. Wenn das Kind in der Erde ruht, dessen plünderter Anstalt ihm zurückgebaut, wird sein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an diesen Augenblick von der Nacht seiner Scedren rauben. Zu tief hat

er die Geleite des alten Wangenbogens eingedrückt, um ihn für immer bewachen, zu weit ist er gegangen auf dem gefährlichen Weg, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Wiles mühte schwinden und der alte Wahn hätte die Dinge wieder in seine verfluchten Nebel. Fritz Mettenmaier heulte auf oder schaute auf; die Frau trachte sich nicht, was er that; trater Widen gegen ihn verließ ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es, daß seine Gegenwart nicht mehr den Raum entweichte, darin das Äußerbild ihres Mutterarmes stand. Keine meinent (ank sie über ihr totes Kind.

Die Reparatur des Kirchendachs hatte begonnen. Apollonius wollte diese erst beenden, bevor er die Seinnung des Larms mit achtzigtausend Mecher unternehmen konnte. Danach mußte das Begräbnis des heiligen Menschen bejagen; Fritz kimmerte sich nicht darum. Er mußte sich auch dieser Gaudaterridit unterziehen. Er fühlte sich immerlich wohl darin. Rollen im Kopf, das schaweren sein Dyer! Er hatte ja nicht andere, überten gegen des Bruders Angehörige auf sich genommen; er war ja eben nur dem eigentsten Liebe seiner Natur gefolgt. Es lag in dieser Natur, daß er ganz sein mußte, was er einmal war. Seit er die Fortpflanzung seiner Jugendliebe und damit diese selbst aufgegeben hatte, war ihm alchiner der Gedanke eines eigenen Dausstandes fremd geworden. Er kannte keine andern Lebenswies, als die Erfüllung seiner Pflicht. Aber sie stand nicht als dirres, despotisches Geies über ihm, von den Augen seiner Verunft; sie durchdrang sein ganzes Wesen mit der bewußtesten Wärme eines unmittelbaren Geleites. So war es seit Monaten gewesen. Wenn er auf seinem Fahrzuge das Turmdach umflog, wenn er hatternd auf dem Dachstuhl kletterte, waren die Gestalten der Kinder seines Bruders, seine Kinder um ihm. Schwellen, als sein Schiff, lag seine Absichte der Zeit voranz. Wie sein Schiff war das Turmdach, breite sich sein ganzes Denken um die Stunde, wo die Sonne erwachen waren und er ihnen das schauderliche Geleite übergab, wo Menschen auslief, wie ihre Mutter und er ihre jugendliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Menschenroßes Geleite fand vor ihm, so oft er aufsch auf seinen

Eine Richtigstellung.

Auf den auch in unserem Blatte zum Vordruck gelangten Artikel des Genossen Charles Bonnier „Ein missglücktes Experiment“, der sich mit der Ministerstellung Willerands befaßt, antwortet der Pariser Korrespondent des Vornachts, Genosse B. Kriechenkowski. Die Billigkeit gebietet, daß auch seinen Ausführungen, wenigstens in ihren wesentlichen Teilen, Raum geschenkt wird. Er schreibt:

Den Grundgedanken des Verfassers, daß Willerands Ministerstellung ein „missglücktes Experiment“ sei, lasse ich um so lieber auf sich beruhen, als der Streit um diese Frage in den Reihen der französischen Sozialisten seit einiger Zeit so ziemlich erloschen ist. Daher nur die Bemerkung, daß der französische Einigungs-Kongress in der Frage Willerand — im Gegensatz zur Darstellung Bonniers — eine „ausgleichs-Revolution“ vollzogen hat, ein Kompromiß, auf welchem sich die freirechtliche Seite, mit Ausnahme der blauenistischen Minorität, in der Kongress-Kommission geeinigt hatten. Und wenn es richtig ist, daß die Revolution des Einigungs-Kongresses mit derjenigen des gewerkschaftlichen Kongresses von Gernon im wesentlichen zusammenfällt, so ist es nicht minder richtig, daß die Revolution von Gernon, die „Ausnahmefälle“ für den Eintritt eines Sozialisten in ein bürgerliches Ministerium zuläßt, eine sehr weitgehende Abweichung vom „bekanntem Manifest der antimilitaristischen Sozialisten“ darstellt. Nur die Blauquisten (Willant und Genossen) blieben auf dem Einigungs-Kongress jenem Manifest konsequent treu und bestanden demgemäß auch gegen die Ausgleichs-Revolution.

Demgegenüber würde die von Bonnier gemachte Identifizierung von „Ausnahmefällen“ mit einer „revolutionären Situation“ auch dann nicht belügen, wenn sie begründet wäre. Sie ist aber begründet sowohl begrifflich als historisch. Begrifflich liegt es auf der Hand, daß eine ausnahmehafte Situation keineswegs „revolutionär“ zu sein braucht. Letztere ist nur ein Spezialfall der ersteren. Tatsächlich zeigt die Diskussion des Einigungs-Kongresses dafür, daß die Verteidiger der „Ausnahmefälle“ (Gernon und Genossen) unter diesen erstere eine Gefahr für die demokratischen Freiheiten und in zweiter Linie die Möglichkeit der Durchfuhrung gründlicher Reformen zu gunsten des Proletariats verstanden. Beides hat aber mit einer „revolutionären“ Situation nichts zu tun, insofern man unter einer solchen nach dem allgemeinen Verstande die Möglichkeit revolutionärer Umwälzungen versteht, die Möglichkeit einer revolutionären Orientierung des Proletariats. Daß aber in einer solchen Situation nicht mehr vom Eintritt eines Sozialisten in ein bürgerliches Ministerium, sondern höchstens von der Beteiligung bürgerlich-demokratischer Vertreter an einem „politischen“ Ministerium die Rede sein kann, das wird wohl niemand bestreiten.

Das Willerands Reden bei offiziellen Anlässen betrifft, so ist es allerdings richtig, daß er hier und da auch Begehrungsfehler macht. Aber es ist unrichtig und ungerade, seine Einweihungsgrede bei Eröffnung der Anstaltung eine „Summe aus Ehren der Anstaltung der Arbeiter“ zu nennen. Sie ist vielmehr eine Summe aus Ehren der Arbeit und der Arbeiter. Und dieser Anstaltungsrede entspricht die Handlung Willerands, die zum erstenmal die Erziehung eines besonderen Ausstellungsbauplans der Gewerkschaften ermöglicht hat, eines Bauplans, der zu einem dauernden Mittelpunkt der sozialistischen Propaganda auf den betreffenden Gebieten werden wird.

Das Willerands Handlungen betrifft, die wirklich „viel interessanter“ sind, so hat Bonniers Grundgedanke bewirkt, daß er auch die beste für das Proletariat zweifellos fruchtbarste Stellung des sozialistischen Ministers total verkennt. Ich meine das Behauptungsgedächte. Bonnier gibt zwar zu, daß das alte Schulgesetz von 1892 mit dem Behauptungsgedächte für Kinder „niemals anwendbar“ wurde — und daß die Unternehmer durch das Behauptungsgedächte (einen „fliegenden“, unregelmäßigen Schichtwechsel) das „Geld“ umgehen: „Man hat mit vollem Recht behauptet, daß das Gesetz nicht in Kraft war.“ Dies hindert ihn aber nicht, auf der anderen Seite zu behaupten, daß „man die Willerands Reform“ mit Recht als einen Rückschritt (von B. unterirdisch bezeichnet hat) ... Der „Mischtritt“ befiehlt

nämlich darin, daß die Reform für eine „abge-“, vierjährige Uebergangsperiode den auf dem Papier gebliebenen Behauptungsgedächte für Kinder auf 6 Stunden erhöht, das heißt in Wirklichkeit den Unterricht nicht nur nicht verlängert, sondern in sehr zahlreichen Fällen sogar verkürzt, indem unter dem alten Gesetz die Kinder zwölf und mehr Stunden arbeiten mußten. Bonnier fangt das den Jahresberichten der Gewerbe-Inspektion entnommen, sowie einer von Jules Guéhenne in der Kammer (Juni 1898) gehaltenen Rede. Weiter meint Bonnier: „Die Annahme des Ministeriums stellen dem die großartige Verbesserung entgegen, die in jener Zukunft einmal die Arbeitszeit auf zehn ... Stunden vermindert werden soll.“ Ich behauere, sagen zu müssen, daß dies eine Lüge, vom Parlament bereits verworfen, ist dem 30. März 3. reichstägig genehmigte Gesetzesbestimmung in eine „arogante Verbeugung“ verandelt, die in jener Zukunft einmal verwirklicht werden soll. Die „ferne Zukunft“ wird nämlich nach vier Jahren, 1904, eintreten, wie das Gesetz ausdrücklich festsetzt.

In Bonniers Darstellung betreffend die „Vorteile“ der Reform ausbleibt. Weig er denn nicht, daß die „Vorteile“ einer Vohrherabsetzung von den kapitalistischen Parteien stets — ganz besonders in Frankreich — gegen jede Arbeitszeit-Verlängerung ins Feld geführt werden, die aber als „fares Gegengewicht“ zur Zeit der Verwirklichung für die „Gewandigen“ proklamiert, so ist das nichts als eine polemische Ueberhebung. Von den 11 bezüglichen im April ausgebrochenen Vorkämpfen sind sechs zu gunsten der Arbeiter beendet, und zwar mit zwei Erträgen und vier Ausgängen. Die übrigen fünf schloffen sich zur Zeit der Verwirklichung der „Mai-Bulletins“ nicht beendeten. Jedenfalls ist es, wie immer, an den Gewerkschaften, auch die Vohrherabsetzung der Unternehmer infolge der Arbeitszeitverlängerung auszuweichen, was jeder Sozialist wissen sollte.

Es mag aber festhalten zu werden, daß nicht die „große Mehrheit“ sondern die „wenigere“ der Gewerkschaften profitiert hat neben einer allerdings erheblichen Anzahl von politischen Gruppen der „antimilitaristischen“ Sozialisten. Und es ist bezeichnend, daß gerade in gewerkschaftlichen Kreisen, wo die denkbar schärfsten Bewußtseins gegen die Reform vorliegen, nach dem Vorkampfe die „Gewerkschaften“ sich nicht in seine „Departement“ abgeben — die meisten Vorkampfkämpfe ausbrachen (in 52 Zertifikaten mit 4819 Streikenden) — ein Beweis, daß die Reform gerade im Norden eine einschneidende günstige Veränderung in Bezug auf die Arbeitszeit bewirkt hat.

Es war nötig, diese Kritik eingehend zu beleuchten, weil es der Arbeiterklasse oder Völkern Schaden würde, wenn der bedeutendste Fortschritt auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes seit dem englischen Behauptungsgedächte der 40er Jahre (nur für Kinder und Frauen) in sein direktes Gegenteil verkehrt würde. Die französische Arbeiterbewegung muß die Vorteile der Arbeiterklasse oder Völkern dienen im Kampfe um den Arbeiterschutzes.

Gingegen will ich gern anerkennen, daß Bonniers Einwendungen gegen den „Gesetzesentwurf“ (nicht „das Gesetz“) über die Gewerkschaften einige Berechtigung haben. Er überblickt nicht die gesamte Verhältnisse der Entwurf im Vergleich mit dem bisherigen Zustand gar nicht, denn die Verletzung der Arbeitsfreiheit „diente“ bisher der Bourgeoisie als ein allseitiges Mittel zur Drangsalierung der Streikenden, und es liegen auch bereits Gerichtsurteile vor, die wegen des „Drohtats“ gegen nicht organisierte Arbeiter, Gewerkschaften zu Schadenersatz verurteilten. Zweitens ist die Verletzung der vollen Eigentumsfreiheit an die Gewerkschaften ein Recht und keine Pflicht. Diejenigen Organisationen, die von der Eigentumsfreiheit eine Schwächung der Kampfdisziplin befürchten, können einfach auf die erstere verzichten. Drittens ermöglicht der Entwurf, was ich als eine sehr wichtige Bestimmung, die geistlich geschulte Arbeiter und Unternehmern über die Arbeitsbedingungen anstatt der individuellen Verträge zwischen einzelnen Arbeitern und Unternehmern.

Im übrigen handelt es sich, wie gesagt, um einen Entwurf, der unter dem Druck der organisierten Arbeiter und der sozialistischen Partei verbessert werden kann. Aber man braucht nicht „mimiherrlich“ zu sein, um schon den Entwurf, wie er ist, Vorteile gegen Nachteile abzuwägen, zu billigen. Die Proteste

der meisten Gewerkschaften richten sich gegen einzelne Bestimmungen der Entwurf, während die Gewerkschaften der Dantons-Angestellten, des Maschinenbauers, der Wagner, der Bau- und Zementarbeiter sich für die Reform ausgesprochen haben.

Was die Haltung der Regierung in dem Streife betrifft, so weiß jeder Beobachter der französischen Verhältnisse, daß keine nennenswerte die Gewerkschaften zur Unterstützung an der Gewerbeinspektion und die Organisation des höheren Arbeiters, die am erstenmal genannten Vertretern von Gewerkschaften und Gewerbeinspektoren (Arbeitgeber) den Zutritt in diese wichtige sozialpolitische Behörde gewährt hat. Aber kommt noch hinzu die im Entschiedensten zentrale Vertretung der Gewerkschaften, die im Entwurf der Dantons-Angestellten, der Maschinenbauers und Arbeiterbörse, wodurch der gewerkschaftliche Arbeitsschutz und damit die gewerkschaftliche Organisation ebenfalls sehr stark gefördert werden muß.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß die Argumentation gegen Willerands Vorschlag ungenügend ist, weil es sich im Falle Willerand nicht um ein „Experiment“ von Partei wegen handelt sondern um die persönliche Initiative eines Sozialisten. Jedemfalls aber hat Willerands Ministeramt „das Proletariat“ auf seinem Vornachts „zu mindern“ nicht aufgehoben. Was auch Bonnier den Behauptungsgedächte und die anderen Reformen Willerands als hinderlich für den Vornachts des Proletariats betrachtet, die Befreiung des Werkes der sozialistischen Bewegung aber — eine freilich indirekte Folge des „verunglückten Experiments“ — wird auch er gewiß nicht für eine Verminderung des proletarischen Vornachts erklären.

Das Baugrednen im Dienste des religiösen Schwindlers.

Der französische Gelehrte Paul Garnault macht auf die bei manchen Wölfen heute noch verbreiteten Baugrednen religiösen aufmerk. Die Unterredungen Paul Garnaults über die Baugrednenkunst haben zu dem Ergebnis geführt, daß sie im ganzen Altertum ausgeübt und bis zur größten Virtuosität getrieben wurde. In allen primitiven Religionen hat sie bis auf unsere Zeit als ein Werkzeug der Wahrgelung und der Inspiration eine bedeutende Rolle gespielt. Man vermutet heute, daß auch das Wunder der „sprechenden Statuen“ der alten Ägypter auf die Baugrednenkunst zurückzuführen ist; aber bis jetzt ist diese Frage noch ganz in Dunkel gehüllt. Sie kann nur dadurch gelöst werden, daß man diese Phänomene bei den Wilden und primitiven Völkern untersucht, bei denen diese Kunst noch heute unter ähnlichen Bedingungen verbreitet ist.

Die Baugrednenkunst wird doch noch heute mit der Anrufung der Geister, und besonders der Geister der Toten verknüpft. Bei den Japans, den Maoris und anderen Südseeinsulanern sind ähnliche Tatsachen beobachtet. Man kann hier die Stimme der Geister lauschen und halb erfährt unter dem Boden, über dem Dach der Hütte, in der ferne hören. Der Mund und das Gesicht der Priester und Zauberer bleibt vollkommen unbeweglich. Die Geschicklichkeit dieser Geister der Stimme und die infinitive Gelehrigkeit der Gläubigen deutet auf ein sehr altes Verfahren.

Leue.

Von Ernst Krosowki.

(Nachdruck verboten.)

I.

Matotia!
Dem Auge zeigen sich die langgestreckten und fischreichen Seen, an deren mit Schilf und Rohr umwachsenen Ufern sich bald das häßliche, bald hübsche, bald mit mächtigen Felsen und Klippen besetzte Uferlandschaft ausbreitet; bald auch Weiler und Endlose, von einer sanften Hügelkette durchbrochene Sandhügel, auf denen etwas Samenfort, Buchweizen und Kartoffeln spärlich gedeihen — wenn diese nicht, was bei Gewittern nur zu oft vorkommt, von Arbeitwänden mit Stumpf und Stiel ausgetrieben und purlos fortgetragen werden.

Unheimliche Stille — Todesruhe umfängt dich. Nur ab und zu vernimmst du hoch in der Luft oder tief verhallt im Rohr der Wildenten und Gänse Geschnatter, einen Schrei oder den langgezogenen Ton des Regenwiefers. Leiser die eintrübende Sandstille breitet sich das melancholische Grau des Himmels, der sich nur selten in wolken- und dunstiger Bläue zeigt.

Aber dann, wenn die Sonnenstrahlen in tausendfarbigem Widerschein über die leuchtendsten Wellen oder über die vom sanften Kurhause bewegten fischgelben Wellen- und Schilfhalme dahin glitzern, dann empfängst du ein Bild, dessen reiche Farbe und blühende Stille nur vielleicht bisweilen unterbrochen wird durch das Flauschen eines die etwa achtzehn Meilen lange durch Kanäle untereinander verbundene Seenteile durchfahrenden Schlepplumpers, der wie ein verkörperter schwarzer, rauchender Geistes des modernen Säkularismus die schärfste Blut durchschneidet.

Freilich, auch diese sonst friedlichen Gewässer haben ihre Läden. Die im Frühjahr, Herbst oder auch sonst plötzlich auftretenden Gewitterstürme wählen sie auf bis in ihre tiefsten Tiefen, und die heinoche haushohen Wellen schlagen mit Donner und Längeln aus Her. Wehe dem Fischer, der sich, wäre er auch der geschickteste Ruderer, in schwachen Röhren hinauswagt —

Er brandet, stößt und braust der See.

Er will kein Opfer haben

II.

Langgestreckt liegt das Dorf an See.
Wie zu einer Tale in trauernder Sandhülle winken die blühenden Hügel. In Veränderung immer, hinter deren Laub- und das kleinen, dümmelig-weiß getünchten Häuser der friedlichen Dorfbesohner sich bald verziehen.

Zeitwärts, aber noch zum Dorfe gehend, steht ein Haus allein. Es hat die Strohdachziegel — das Dach — tief ins Gefäß

gezogen, und kaum vermag die Sommerhitze hier fliegenden, blendenden Strahlen durch die bleigrauen Fenstern, blenden Fensterheben ins Innere zu senden.

Zu der niedrigen und rauchgelbgrünen, aber äußerst sauber gehaltenen Stuben liegt ein altes, doch ruhiges Weib am Schreibtisch. Das Weib liegt hier die Hand an das Buch, das sie mit klipp, klapp Schlag um Schlag haben an haben zum festen Gewebe.

Die emsige Alte mit dem mürriichen Blick und trogig-herben Zug um die eng zusammengezogenen Lippen ist des Hauses Eigentümerin; die „Leue“, wie die Leue sie fürwag nennen. Niemand hat sie anders gekannt, als still, finster und verträglich. Auch sie hat in Mann nicht, der früher Zeit sprach: „Gott hab' ihn selig!“

Leue war in ihrer Jugend ein hübsches, schüdes Ding gewesen. Weis gewann sie lieb. Und sie sagte nicht „Ja“ und nicht „Nein“, als er sie betratete und mit ihr herber zog. Sie waren nie unemig, und doch murren sie heute, daß sie nicht gut miteinander lebten.

Das kam so: Zeitdem eine ihrer Marzia das Leben geleistet hatte, wurde sie je länger je mehr wortfarger und stiller. Raum daß sie ihrem Manne, wenn er nah und mitte vom Fischfang auf dem See heimkam, mit einem freundlichen Willkommen begrüßte. Nicht als ob sie ihn ungerne sah, Nein, es schien, als verberge sie in sich ein tiefes Geheimnis und als ob sie fürchtete, daselbe durch ein unbedachtes Wort zu verraten. Also schwieg sie ...

Welt konnte sich das eigentümliche Wesen seiner Leue nicht erklären. Er rätelte hin und her, umschmeichelte sie auch mit den erdenklichsten Ausdrücken, doch blieb sie stumm. Das nahm sich Zeit zu Herzen, weil er glaubte, daß sein Weib ihn nicht gern habe. Er fing an, mit ihr und der Welt zu hadern, ergab sich nach und nach misgütig dem Trunke — und eines Tages spülten ihn die Wellen des Sees als Leiche ans Land.

Das war schon lang, lang her — — —
Ob die Alte wohl daran dachte?

Umig wehte sie weiter. Klipp, klapp — — —
Wichtig hielt sie an und lugte zum Fenster hinaus. Ueber dem See der Welt lag so still, so düstert, wie hingeharrt. Und der Weibschal der von der Küste, der der ferne Schrei des Fisches, das Sämmern und Klippen der Bedatte an den Baumstämmen, welches unzählige flüende, wiesende, zwitschernde und schmetternde Vogelstimmen begleiteten, scholl bald laut, bald lieblich leise herüber. Leue freich mit der Hand über das erlöste Gesicht und sagte: „Du kommst heute nicht, du bist nie wieder bleiben mag?“

„Gleich“ und noch immer kommt sie nicht. Da soll doch — — —
Marzia — — —

„Gleich“ — — —
Klang hell und langgezogen vom See unten zurück.

Wenige Augenblicke danach sprang Marzia — ein schüdes

Ding mit leuchtenden Augen und braunen, langen Hähnen, die über den sonngebräunten vollen Waden fließen — bürst und hochgehört und mit gerötetem Müttig in die Stube: „Da bin ich, Mutter!“

Die Alte warf ihr einen sorgigen Blick zu und freilich: „So langsam, das ist doch nicht so gleich — — —! Die paar Stück Weizen sind doch im Nu gegessen. Und dann zurück an die Arbeit. Aber nein! Stellt sich das dumme Ding ganz Vieltellend lang hin, garst ins Wasser und plärrt in einem fort: — — —

„Mein Feuer, keine Kohle ...“

„Aber Mutter, ich doch nicht so böse“, hat sie beschuldigt, daß Mädchen. „Sich doch nur mal hinaus — — —! Was ist mit dir? Ich hab' dich den Händen in den Schilf geschaut hab'! Es ist so schön! Und erst drüber überlegen ...“

„Ja, das ist's, keine die Alte, verliert sich, he? Warum hältst Du denn immer die Hand über die Lippen, wenn Du am See branten bist, und harst nach im Wald? Trüber? Warum denn, he? Galt dich nicht verzaubert in'n jungen Schiffsjäger, der umherstreift wie ein aufgeschauelter Eruchahn und die Wädeln im Dorf schier verrotzt macht? — — — Den Grunnd, den hast ich, sag ich dir! — — — Gleich über ihn ...“ Giftig wurde sie aus und schlug ein Kreuz.

„Aber — — —!“ warf das Mädchen erschrocken und bornürrisch ab.

Doch die Alte schmitt ihr das Wort ab.

„Still bist, sag ich. Die Dummheit mit dem Franz schlag dir nur aus'n Kopf oder ich gerat hart an dich an. Und jetzt, wenn du dich nicht verzaubert in'n jungen Schiffsjäger, der umherstreift wie ein aufgeschauelter Eruchahn und die Wädeln im Dorf schier verrotzt macht? — — — Den Grunnd, den hast ich, sag ich dir! — — — Gleich über ihn ...“ Giftig wurde sie aus und schlug ein Kreuz.

„Aber — — —!“ warf das Mädchen erschrocken und bornürrisch ab.

Doch die Alte schmitt ihr das Wort ab.

„Still bist, sag ich. Die Dummheit mit dem Franz schlag dir nur aus'n Kopf oder ich gerat hart an dich an. Und jetzt, wenn du dich nicht verzaubert in'n jungen Schiffsjäger, der umherstreift wie ein aufgeschauelter Eruchahn und die Wädeln im Dorf schier verrotzt macht? — — — Den Grunnd, den hast ich, sag ich dir! — — — Gleich über ihn ...“ Giftig wurde sie aus und schlug ein Kreuz.

„Aber — — —!“ warf das Mädchen erschrocken und bornürrisch ab.

Bei den Chinesen, diesem so unerbittlich Woll, bei denen noch der Ahnenkult herrscht, steht die Baubewandlung am meisten in Ehren. Sie hat einen religiösen Charakter und dort, die Toten sprechen zu lassen. Vor allem sind die Eltern die gewöhnliche Hauptkräfte der Baubewandlung. Zur Konsolidation bedarf man sich einer Statuette aus Bronze, die 49 Tage dem Zeit ausgesetzt wird und während dieser Zeit sich dem Geist des Toten durchdringt. Der Baubewandlung drückt die Statue auf seinen Kopf. Dann gibt man als bald aus ihrem Munde Worte hervor, die mit dieser halb-erstickten Grabesstimme gesprochen werden, die das gemeinsame Kennzeichen der Stimme des Baubewandlers und der Stimme der Toten ist, und die Unterhaltung entpflanz sich zwischen dem Geiste und dem um Toten Fragenden. Ein anderes Mal nimmt der Nekromant die Statue, hält sie in die Nähe des Ohres des Aufwachenden und die Unterhaltung beginnt in derselben Weise und wird mit derselben Stimme geführt. Das die Stimme des Toten in beiden Fällen die des Baubewandlers ist, darüber lassen die neuesten Untersuchungen keinen Zweifel mehr.

Die Täuschung der Gläubigen ist vollkommen, denn sie beruht auf dem religiösen Glauben, daß die Geister der Toten erweckt werden können. Und daß die Baubewandlung sehr geistig die Stimme der Verstorbenen nachzuahmen wissen, werden die Gläubigen in ihrer Annahme noch bestärkt.

Soziales.

— Not und Verbrechen. Daß Not und Verbrechen miteinander in enger Beziehung stehen, haben die Sozialdemokraten schon längst nachgewiesen. Im Mittelalter seien man aber, wie verschiedene Urteile und Urkunden im allgemeinen noch ziemlich deutlich zu sein. Man darf daher wohl den Vorlesungen des Schwurgerichts zu Klagen als einen weiten Baustein bezeichnen, der anlässlich der Errichtung der letzten Schwurgerichtsperiode den Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen Verhältnissen und Verbrechen rücksichtslos anerkannt hat. Bei dem erwähnten Schwurgericht fand die zur Behandlung stehenden Straffälle stetig zurückzuführen und als die Geschworenen zur letzten Instanz Verhandlungsbereitschaft zumuteten, lag nur ein einziger Fall vor. Der Landgerichtsrat Zeller erwähnte diese Tatsache in der Ansprache an die Geschworenen und führte da unter anderem aus: „Wie ist dieser erfreuliche Rückgang zu erklären?“ fragte er. „Mit im Vordergrund die Moral und der Sinn für die Verantwortlichkeit stehen.“ Von einem solchen Zustand, so führte er weiter aus, könne er nicht reden, denn die Schwurgerichtsfälle hätten sich schon seit einigen Jahren in der Zahl verringert. Das könne nur auf den guten Geschäftssinn im hiesigen Bezirke (Speyer) und Gerechtigkeitssinn (Sünder) zurückzuführen werden. Anfolgend seien gewisse Verbrechen und zwar die auf das Eigentum gerichteten, eigentlich ganz verschwunden.

So hat ein alter erfahrener Richter der Sozialdemokraten schon längst hervorgehobene Tatsache des engen Zusammenhangs zwischen Verbrechen und Not bezeugt.

— Arbeiterelend auf dem Lande. Ueber die sozialen und sittlichen Verhältnisse auf dem Lande erzählt die Wf. Volkstg. folgende Darstellung:

Als wir am Sonntag, den 10. Juni d. J., auf einer Kremspartie nach Lande kamen, gefielen sich politische Arbeiter zu uns und luden mich und ... ein, mitzukommen und ihre Wohnung zu befechtigen. Mit Schrauben und Gullies betreten wir dieselbe. Es war uns, als ob wir in ein Verließ für Straftäter gelangten. Eine enge, breite Treppe führte in einen tiefen Keller ohne Licht und Luft, da nur zwei kleine Fenster durch die Decke führten. Aufgemacht wird diese Art Fenster wohl, wie der Augenblick einer, niemals, weil die Kinder sie zum Spielzeug ihrer Spielwirre machen und der Regenmeter sonst das Wasser direkt hineinkommen würde. An der Wand hängen ... Schreden und ... eine direkte Folge der Feuchtigkeit, die da unten herrscht. Das Schimmeln aber ist: beiderlei Geschlechter sind nicht einmal getrennt, sondern schlafen in einem und demselben Raum. Von den Vorkäufen will ich nicht erwähnen, es sind röhrende, die jeder sich selber ausbeutet. Man ... in ein Verließ für Straftäter lag eine frische Luft, doch konnte man wegen der mangelnden Stelle nicht erkennen, ob es ein mütterliches oder weibliches Wesen war. Und in dieser schrecklich verpesterten Luft soll ein frischer Mensch wieder gesund werden! Uns wurde in der freien Zeit, während wir in dem Raum weilten, so über zu Wute, daß wir

Darüber in einer geräumigen und mit Birnenlaub besetzten Baumrinde zu Tanz und Spiel verjammert. Alle sonntäglich gepußt. Die Schöne war Maria, die anderen Mädchen waren für oft einen neidlichen Blick zu, wenn die Bauerinnen sie zum Tanz führten. Franz, den der Weg gerade vorderrückte, war neugierig heranzutreten und sah von der offenen Türe dem lustigen Treiben zu — Wie er so dastand, im strahlenden Anzuge — über der Schulter Doppelmäntel, Jagdtasche und Pulverhorn, den Hirschkäfiger an der Seite, und schimmeln in kleinem Schurbaubartel zwirbelte, freuten die Vorhänge leise schwindend und fixierten die Blöndelöde zusammen und ... Maria nahm sich rasch ein Herz und forderte ihn mit einem sterblichen Stirn und: „Darf ich bitten, Herr Herr!“ zum Tanz auf. Er nickte, entledigte sich seines Jagdgerätes — und es einer sich verabschieden, tanzen die beiden nach der feurigen Maria einer schmarnenden Hebamme über die Stube. „Alter Bilde waren auf das Paar gerichtet.“

Der Franz kam! „Seht nur, wie schön Maria den Kopf trägt!“ „Die sind für alle, als ob sie Geschwister wären“ — und ähnliche Bemerkungen trauten sich die Mädchen bedeutungsvoll zu. Maria und Franz tanzten viel an jenem Sonntage zusammen und begegneten einander seitdem mehrmals. Der Schmiedszug ihrer Herzen führte sie unbewußt, ungewollt zusammen — und bald lagten sie sich von ihrer Liebe. Zeiten verdingelten, aber ionnigen Glücks folgten. Wie oft nicht schön lauschte Maria nicht schuldlos hinaus, daß ihr neuer der verarbeitete Bierchenfranz kommen verstand! Dann stieß sie sich bequäm leise — die Mutter durfte ja nicht merken! — aus dem Hause, um im vom Schilf verdeckten Strome mit Franz insgeheim zu plaudern. Darüber war der Sommer vergangen. Zeit einiger Wochen verlebte Maria allein. Franz war auf kurze Zeit verrentungswiese in ein angrenzendes Meier verlegt worden und ermatete demnach seine definitive Anstellung. Dann gedachte er um Maria bei der Mutter anzuhalten und war sicher, deren Willen zu gewinnen, in wovon Maria manches gelangt hat, zu brechen. Franz war nur unter der Mutter, es wird schon werden!“ hatte er beim Abschied gesagt. Und Maria vertraute ihm und war heiter und stillergerig.

IV.

Sagt da eines Tages die Mutter: „Maria, ich hab' mit Dir etwas zu reden! Holbauers Michel hat neulich bei mir um Dich geirret und —“ „Der ...?“ rief Maria entrückt. „Als ob der Michel nicht red' war!“, erwiderte triumphierend

schlechtig abziehen mühten und nur mit Mühe eine gewaltsame Entlassung unter Zwangspöngungen zurückzuerhalten konnten. Der Arbeiter ist, wie die Wf. Volkstg. hervorhebt, inhaber eines Dominiums, dessen Verwaltung anderen Landwirten ein Vorbild sein sollte.

Arbeiterschaft und Alkoholgenuß.

Vor einigen Tagen sprach Genosse Kronz in einer Versammlung des Carlsruher Arbeitervereins über den Schnaps und die Arbeiter. Kronz führte dabei nach einem Berichte des Vorwärts aus: „Ich will den Arbeitern eine Moralpredigt halten. Die Verbreitung der Mäßigkeitsvereine nicht in den dreißiger und vierziger Jahren in Westeuropa hätte unbedeutende Erfolge gehabt. Von dieser Erfolge ist aber heute nichts mehr vorhanden, weil einverleibt die Mäßigkeitsapostel nur vom Standpunkt der Moral gegen den Alkohol kämpften, und weil überhaupt es zum großen Teil wirtschaftliche Ursachen sind, die den Arbeiter veranlassen, Alkohol zu genießen. Von den eigentlichen Säufern solle hier nicht die Rede sein, sondern von denjenigen, die regelmäßig Alkohol als Genußmittel zu sich nehmen. Im wesentlichen seien es drei Klassen, die den Arbeiter veranlassen, Alkohol zu genießen. Erstens **mangelhafte Ernährung**. In diesem Falle diene der Alkohol entweder zur Vertäubung des Hungereffekts oder als Reiz- und Anregungsmittel beim Genuß von Speisen, die wenig nahr- und schmackhaft sind. Bei Weitem, die aus diesem Grunde Alkohol genießen, sei derselbe doppelte gefährlich, da sich die schädlichen Wirkungen des Alkohols bei schlecht genährten Menschen in erhöhtem Grade bemerkbar machen. Dazu komme noch, daß die ärmsten Leute auf den billigsten Schnaps, d. h. den giftigsten, angewiesen sind. In dieser Hinsicht könnte durch gesetzliche Maßnahmen ein Teil der schädlichen Wirkungen des Schnaps gemindert werden, wenn die Schnapsbrenner angehalten würden, nur gereinigten, vom Fusel befreiten Spiritus in den Handel zu bringen. Mit Rücksicht auf die jüdischen Schnapsproduzenten habe sich aber die Regierung nicht bereit finden lassen, einen solchen Gesetz zusammen zu lassen. — Wo der Schnaps, genaug eine Folge schlechter Ernährung ist, da hätten moralische Ermahnungen gegen denselben gar keine Wirkung. Eine Aufbesserung der wirtschaftlichen Lage des Arbeiters würde den Alkohol viel wirksamer bekämpfen, als Moralpredigten der Mäßigkeitsapostel. Eine Herabsetzung der Wirtener und dadurch bewirkte Herabsetzung des Bierpreises auch zur Vertäubung des Brauereis durch das Bier beitragen. Die zweite Ursache des Schnapsgenusses sei die, daß der Arbeiter, wenn er durch überlange Arbeitszeit ermüdet ist, die natürliche Ermüdungsgrenze hinauszuweichen sucht, indem er den Organismus durch Zutritt von Alkohol zu weiterer Leistungsfähigkeit anzuspornen sucht. So finde man denn auch, daß, wo die Industrie sich ausbreitet, auch der Schnaps seinen Einzug hält. Wenn auch der Alkohol für den Augenblick die Ermüdung hinausschiebe, so löse er doch, wenn er aus diesem Grunde regelmäßig gebraucht werde, eine dauernde Schädigung des Organismus aus. Der dritte Grund für den Alkoholgenuß sei dessen **angenehme, erheitende Wirkung**, und hierauf sei die Verbreitung des Alkohols bei den Sonntagskneipereien der Arbeiter zurückzuführen. Bei diesen Kneipereien erhebe der Alkohol als ein Hauptmittel der Arbeiter. Wenn wir sagen, daß die schädlichen ökonomischen Verhältnisse des Schnapsgenuß der Arbeiter verbunden, so müssen wir andererseits sagen, er erhebe aber auch, daß wir aus diesen Verhältnissen hinauskommen. Wer sich durch Alkoholgenuß über das Gland seines Daseins hinwegzuziehen suche, der komme bald zu jenem Grade der Stumpf sinnigkeit, wo er das Gland nicht mehr fühlt, wo er keine Wünsche nach Verbesserung mehr hat; er komme zu jenem Zustande der — um mit Vassalle zu reden — verdamnten Bedürfnislosigkeit, die das größte Hindernis des Kulturfortschritts ist. Darum haben wir als Politiker alle Ursache, uns gegen den Schnapsgenuß zu wenden. — Die Sonntagskneiperei bringe noch andere Mißstände mit sich: Es liege fest, daß die Zahl der Unfälle vom Dienstag bis zum Sonnabend ständig zunimmt. Eine Ausnahme mache der Montag mit einer größeren Unfallziffer.

Die Alte. „It's totter richtig! Und'n Hof hat er auch. Mir ist er recht und den nimmt. Ich hab' ihm ausgelast.“ — Maria sprach erregt auf. „Mein Mutter! — Den nehm' ich nicht! Um alles in der Welt nicht!“ — „Aber wenn ich'n schon hab' —?“ — „Schon hast —?“ — „Wer ist's? Doch nicht der Franz?“ — „Der Franz!“ sagte Maria mit Nachdruck. „Bei diesen Worten fuhr die Alte wie eine Gestohlene in die Höhe.“ — „Der Franz? — Der Franz —?“ — „Also ist's doch wahr, was die Leute immer murkeln — und ich hab's nicht glauben wollen! Also doch — also doch —?“ — „Maria! Maria! Was thust Du —?“ — „Aber Mutter, ich weiß nicht, was Ihr habt, daß Ihr den Franz nicht lieben mögt!“ — „Weißt — weiß!“ — Die Alte leuchtete vor innerster Erregung. „Kind, Du warst da noch nicht auf der Welt und weißt nicht, wie — wie mir's dem Franz — sein Vater gemacht hat.“ — „Der Franz sein Vater ...?“ — „Frage Maria erkaunt. „Ja, ja — Ich hab' ihn — und er vermachte mir den Franz.“ — „Der Franz er weit fort und verließ mich — und Dich, und ich hab' ihn nie mehr gesehen. — Ach die Schand' und das böse Gered' — ich hätte es nimmer ertragen!“ — „Da hab' ich dem Wendigen geschickt! — Er ist auch hernach von Soldaten ergriffen worden. Das hat mich getraut. Aber vergessen hat sich nie, was er mir gethan. Und wenn ich nur den Namen hör', lockt's in mir auf lauter Bitt.“ — „Nein, der Franz kommt mir nicht in's Haus! Die Gott! Du weißt jetzt warum —“

Maria sah da: unbeweglich, sprachlos und weitgeöffneten Augen. Alles hat man sich über den Namen gewunden. Maria hielt breite die Hände gegen die Brust, als wollte sie den Schmerz, der darin tobte, mit Gewalt zurückhalten. Und dann, während sie vor sich hinlarrte, riefelten über die Wimpern schwere Thränen. Die Alte ging still hinaus. „Die Alte ging still hinaus.“ — „Es ist gut so, murmelte sie vor sich hin, „ich sie sich nur ausweinen.“ So wird die Geschichte doch ein Ende haben.“ — „Nach einer Weile kam sie wieder in die Stube zurück. Ihr befelegter Blick richtete Maria. Die Alte sah immer da und meinte. Wätsch aber mißte sie die Kränzen aus den Augen, stand auf und ging schnell entschlossen hinaus. Betroffen harrete die Alte noch eine Weile nach der Thür, hinter welcher das Mädchen verschwunden war. Und dann lugte sie durchs Fenster.

Unter am See sah sie Maria den Kahn vom Pfad lösen, wenn die Bäume der Unfälle vom Dienstag bis zum Sonnabend die Arbeiter sei, so müßte wohl die größere Zahl der Unfälle am Montag als eine Nachwirkung der Sonntagskneiperei angesehen werden. Zum Schluß gab der Vortragende einige Fingerzeige, wie der Schnapsgenuß zurückzubringen sei: In hohem Grade könnten hierbei die Frauen mitwirken, indem sie, soweit die Verhältnisse es gestatten, die Speisen schmackhaft, und den Aufenthalt im Hause dem Manne angenehm machen. Findern sollte man unter keinen Umständen den irgenwelchen alkoholischen Getränken verabfolgen. Stillende Mütter sollten den Genuß solcher Getränke ebenfalls meiden, auch den des sogenannten Ammenbiers, welches keine der ihm nachgehenden guten, wohl aber schädliche Wirkungen habe. — Als Ersatz des Alkohols könne besonders der Thee, weniger der Kaffee empfohlen werden. Die Männer sollten es sich zur Aufgabe machen, den Schnaps zu meiden und statt dessen Bier zu genießen; sie sollten Protest erheben gegen die herrschenden Trink sitten, nach denen man geistige Getränke genießt, ohne ein Bedürfnis danach zu haben. Wenn auf der einen Seite politische Maßnahmen, wie Herabsetzung der Biersteuer, Verschärfen über Veräußerung des Spiritus den Schnapskonsum beziehungsweise dessen schädliche Wirkungen vermindern würden, so müßten sich auf der anderen Seite die Arbeiter klar machen, daß der Schnaps ihr Feind sei. Dem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrage folgte eine längere Diskussion. Nur ein Redner vertrat den Standpunkt, daß der Alkoholgenuß unter gewissen Umständen nützlich sei, unter anderem auch dann, wenn der Arbeiter sich über Sorgen und Beschwerden des Daseins hinwegsetzen würde. Auch der Umstand, daß wir unsere Parteigefährten zum großen Teil in Schankwirtschaften zu erledigen haben, nötige zum Genuß geistiger Getränke. — Dem ersten Einwand dieses Redners wurde von anderer Seite entgegengehalten, daß es eines Mannes unwürdig sei, sich durch Schnapsgenuß über die Mängel des Lebens hinweg zu täuschen. Diesen müsse man die Stimm bieten und sie zu überwinden suchen. Auf den zweiten Einwand erwiderte Genosse Kronz: Wir, die wir gegen jede indirekte Steuer sind, legen unsern Parteigenossen solche auf, indem wir sie veranlassen, bei Erzielung von Parteizwecken, Szigungen u. s. w. den Wert, der seine Kräfte dazu herbeizieht, durch Konsum von Getränken zu erschöpfen. Es wäre billiger und für beide Teile besser, wenn in solchen Fällen jeder nur die Hälfte dessen, was er für Getränke ausgeben würde, hätte und die hierdurch aufzubringende Summe dem Wert als Mittel für seine Kräfte beaufschlagt würde. — Bei den in Schanklokalen etablierten Arbeitern nachzuweisen, sei diese indirekte Steuer besonders zu mißbilligen, weil es hier die Arbeiter sind, die sie in Form von Ausgaben für Getränke zu tragen haben. Um diesem Mißstande abzuhelfen, sei im Gewerkschaftshause ein gemeinsamer Arbeitsnachweis eingerichtet für diejenigen Gewerkschaften, die kein eigenes Bureau unterhalten können. Diese Einrichtung werde bis jetzt wenig von den Gewerkschaften benutzt, und es sei wohl angebracht, in den betreffenden Gewerkschaften darauf hinzuwirken. — Im übrigen stimmten die Diskussionsredner den Ausführungen des Referenten zu, die meisten traten mit großer Gutsdichtheit, zum Teil auf eigene Erfahrungen gestützt, gegen jeden Genuß von Schnaps ein.

Wenn die Bäume der Unfälle vom Dienstag bis zum Sonnabend zusehends eine Folge der zunehmenden Ermüdung der Arbeiter sei, so müßte wohl die größere Zahl der Unfälle am Montag als eine Nachwirkung der Sonntagskneiperei angesehen werden. Zum Schluß gab der Vortragende einige Fingerzeige, wie der Schnapsgenuß zurückzubringen sei: In hohem Grade könnten hierbei die Frauen mitwirken, indem sie, soweit die Verhältnisse es gestatten, die Speisen schmackhaft, und den Aufenthalt im Hause dem Manne angenehm machen. Findern sollte man unter keinen Umständen den irgenwelchen alkoholischen Getränken verabfolgen. Stillende Mütter sollten den Genuß solcher Getränke ebenfalls meiden, auch den des sogenannten Ammenbiers, welches keine der ihm nachgehenden guten, wohl aber schädliche Wirkungen habe. — Als Ersatz des Alkohols könne besonders der Thee, weniger der Kaffee empfohlen werden. Die Männer sollten es sich zur Aufgabe machen, den Schnaps zu meiden und statt dessen Bier zu genießen; sie sollten Protest erheben gegen die herrschenden Trink sitten, nach denen man geistige Getränke genießt, ohne ein Bedürfnis danach zu haben. Wenn auf der einen Seite politische Maßnahmen, wie Herabsetzung der Biersteuer, Verschärfen über Veräußerung des Spiritus den Schnapskonsum beziehungsweise dessen schädliche Wirkungen vermindern würden, so müßten sich auf der anderen Seite die Arbeiter klar machen, daß der Schnaps ihr Feind sei. Dem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrage folgte eine längere Diskussion. Nur ein Redner vertrat den Standpunkt, daß der Alkoholgenuß unter gewissen Umständen nützlich sei, unter anderem auch dann, wenn der Arbeiter sich über Sorgen und Beschwerden des Daseins hinwegsetzen würde. Auch der Umstand, daß wir unsere Parteigefährten zum großen Teil in Schankwirtschaften zu erledigen haben, nötige zum Genuß geistiger Getränke. — Dem ersten Einwand dieses Redners wurde von anderer Seite entgegengehalten, daß es eines Mannes unwürdig sei, sich durch Schnapsgenuß über die Mängel des Lebens hinweg zu täuschen. Diesen müsse man die Stimm bieten und sie zu überwinden suchen. Auf den zweiten Einwand erwiderte Genosse Kronz: Wir, die wir gegen jede indirekte Steuer sind, legen unsern Parteigenossen solche auf, indem wir sie veranlassen, bei Erzielung von Parteizwecken, Szigungen u. s. w. den Wert, der seine Kräfte dazu herbeizieht, durch Konsum von Getränken zu erschöpfen. Es wäre billiger und für beide Teile besser, wenn in solchen Fällen jeder nur die Hälfte dessen, was er für Getränke ausgeben würde, hätte und die hierdurch aufzubringende Summe dem Wert als Mittel für seine Kräfte beaufschlagt würde. — Bei den in Schanklokalen etablierten Arbeitern nachzuweisen, sei diese indirekte Steuer besonders zu mißbilligen, weil es hier die Arbeiter sind, die sie in Form von Ausgaben für Getränke zu tragen haben. Um diesem Mißstande abzuhelfen, sei im Gewerkschaftshause ein gemeinsamer Arbeitsnachweis eingerichtet für diejenigen Gewerkschaften, die kein eigenes Bureau unterhalten können. Diese Einrichtung werde bis jetzt wenig von den Gewerkschaften benutzt, und es sei wohl angebracht, in den betreffenden Gewerkschaften darauf hinzuwirken. — Im übrigen stimmten die Diskussionsredner den Ausführungen des Referenten zu, die meisten traten mit großer Gutsdichtheit, zum Teil auf eigene Erfahrungen gestützt, gegen jeden Genuß von Schnaps ein.

Stadterordneten-Sitzung
vom 25. Juni 1900, nachmittags 4 Uhr.
Vorher: Dittenberger.
Die heutige Sitzung war ziemlich schwach besucht; es lagen eine ganze Reihe Urlaubsgesuche vor und scheint große Freistimmung unter den Stadträtern zu herrschen. Nach Verlesung und Genehmigung des Protokolls der Sitzung vom 18. Juni wurde in die Tagesordnung eingetreten.
I. Für Umänderung der Seilungsanlage in der Schule an der Laubentrage werden die vorgeschlagenen Mittel im Betrage 36 000 M. endgültig bewilligt.
II. Für Ausbesserung der Wasser- und Seilungsanlagen in Schulgebäude an der Großen Seitenstraße werden 2800 M. bewilligt.
III. Ebenfalls bewilligt wird für die Instandhaltung des Schiedersches an der Weidenhalle des Friedhofs in Trotha ein Betrag in Höhe von 200 M.
IV. Für Impflasterung verschiedener Straßenseiten veranlagt der Magistrat 10 000 M. Der Referent, Stadtm. Schmitt, erklärt, daß die Baumaterialien Mischke bis auf 9100 M. ge

in der Richtung nach dem fernem Walde aufzuwehen und allmählich in der Abenddämmerung verschwinden.
V.
Schon den ganzen Nachmittag war es draußen unruhig gewesen. Jetzt mit dem Eintritt der Dunkelheit begann es härter zu wehen und dann und wann rüttelte ein Windstoß heftig am Fensterladen.
Die Alte hörte es nicht.
Sie lag am Tisch, auf dem ein Dellamöden matt flackerte, das Licht in die magere Stube vergaßen — und schliefte. Was machte wohl ihr Herz, besorgen. Was es das Gedanten an trübere Zeit? Was es das Gefühl des Verlassenseins? Oder Neue ...? Möglich freude sie sich und harzte wie geistesabwesend umher.
Maria — — — Maria — — —
Klein laut, nur drangen piff der Wind ums Haus und warf die Glasthür bröhnend ins Schloß.
Da raffte die Frau sich auf und stürzte wie von Furien gehegt hinaus in die Nacht.
Schmerz rülte und schäumte der See.
Wenigstens ein geisteshafter rüttelte das Rohr und darüber braute die Meienharde des Sturms. — — —
„Maria! — Maria! — Maria! — Maria! —!“
VI.

Einige Jahre später. —
War das daquam ein Schrecken gewesen, als am andern Tage, nachdem Maria hinausgegangen war, mehrere Kinder, halbversteckt unter Schlamme und Seetang, ihre Leiche gefunden hatten.
Unter allgemeiner Teilnahme der Dörfler war sie begraben worden.
Man wußte Gras und Unkraut auf ihrem eingefallenen Grabhügel.
Und die alte Vene?
Man hatte sie wie rasend in jener Nacht am See gefunden. Geht als ob Ammeter sich leute, wurde sie ruhig.
So blieb es seiden: Es sah ihren Geist umfängen. Man nannte sie mittelmäßig die „geleitete Vene“. Ihr Haar war vollständig weiß und ihre Augen bläue geworden. Sie war wie ein Kind, spielte zumeist mit den Kindern im Sande und war sonst harmlos.
Aber jedesmal wenn ein Sturm im Anzuge war, wurde sie unruhig. Unstet flackerten die Augen im Kopf, und dann lief sie nach dem See unten, fluchte und tobte und rief marktschreiernd nach ihrer Maria. —
So fand man sie denn nach einem solchen stürmischen Tage tot am Strande liegen. Ein Herzschlag hatte sie getroffen. —
Man liegt sie auch in der Grube bei ihrer Maria. . .

